

Mode und Putz

Erster Dialog zwischen mir und meinem Mann.

Während der Brunnenkur frühstückte ich an einem schönen Morgen mit meinem Manne unter der blühenden Akazie im Garten, als die Amme meine kleine Emilie brachte, ihre kleinen Füße zum erstenmal in Schuhen, womit ihre Pathe sie, ohne mein Wissen, heute an ihrem ersten Wiegenfeste geschmückt hatte. Sieh, lieber Mann, sprach ich froh, wie hold sich das kleine Ding freuet!

Eine Tochter Evens, wie ihr alle! gab er mir lächelnd zur Antwort.

Ich neckte, wie billig, den weisen Sohn Adams für seine allgemeine Bemerkung: er vergalt es, ein Wort gab das andere, unvermerkt waren wir tiefer in den Text gekommen. Er theilte mir scherzend eine pikante Dosis seines guten Humors mit, die mich reizte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ich faßte Muth, ging aber nicht gerade zu, sondern sagte, als ob ich das Gespräch auf etwas anders lenken wollte:

Du bist heute allerliebste! Auch gestern Abend habe ich mich deiner Unterhaltung recht gefreuet.

So? sagte er freundlich.

Ich. Wir Weiber haben es gar zu gern, wenn ihr Männer über interessante Gegenstände mit Klarheit und einnehmender Wärme spricht.

Er. Um unterdessen eurer Phantasie desto unbemerkt die Flügel frei zu lassen.

Ich. Das wirst du mir abbitten müssen. Zum Belege meiner außerordentlichen Aufmerksamkeit wiederhole ich sogar deine eigenen Worte. Gieb genau Acht! Du sagtest so: Das, was augenscheinlich aus der Natur des Menschen, ohne Zuthun der Kunst, hervorgehet, was eigentlich den Menschen-Charakter bestimmt, worauf vor allen gesehen werden sollte und so selten gesehen wird, heiße ich Humanität –

Du verdienst allerdings meine Bewunderung, unterbrach er mich.

Ich: Verspare sie noch ein wenig: denn die Hauptsache kömmt erst. Diese Humanität, fuhrst du fort, sey die schönste Quelle der Freuden des Lebens.

Er. Oft auch der Schmerzen, setze ich heute hinzu.

Ich. Allerdings! Aber erlaube, daß ich vor der Hand bei der Freude verweile.

Er. Sehr gerne! Möge sie dich immer begleiten!

Er drückte mir dabei die Hand, und ich war einige Minuten ganz aus meinem Konzept.

Ich. Also – was Humanität ist, wissen wir – Würdest du mir nun wol zugeben, daß nach deiner Erklärung die Eitelkeit eine Tochter der Humanität ist?

Er. Unter gewissen Einschränkungen, ja!

Ich. Dann nimmst du es gewiß nicht übel, daß ich dir zwei hübsche Kinder dieser wieder zu Ehren gekommenen Mutter präsentiere, den Putz und die Mode, und daß ich von der ganzen Familie behaupte, sie sey, vermöge ihrer schönen Abkunft, bestimmt, die Freuden des Lebens zu vermehren.

Er. Was? Da sind wir ja unvermuthet wieder bei Emilien Schuhen, bei der Tochter Evens, und, da das Glück dich begünstiget, bei (er reichte mir die Börse) einer angenehmen Folgerung.

Ich. Auf ein andermal, mein scharfsinniger Freund! – (Ich steckte ihm die Börse wieder in die Tasche) Heute verlange ich durchaus nichts, als für jene lebenswürdigen Kinder die Anerkennung ihrer edlen Abkunft und ihrer schönen Bestimmung.

Er. Für den Putz gestehe ich sie dir zu. Denn überall, wo man den Menschen findet, wo er Blumen

pflücken, bunte Federn sammeln, Farben bereiten, flimmernde Steinchen fassen oder einen Pelz erjagen kann, siehet man Neigung zum Putz und Wohlgefallen daran. Aber die Mode? Nein, die Mode ist keine rechte Schwester des Putzes; nenne sie Gespielin, wenn du willst – ich nenne sie eine geistlose Aefferei.

Ich. Das klingt ein wenig streng! Nachahmung wäre milder, ehrender, und, unmaßgeblich, auch wahrer.

Er. Blinde Nachahmung ist nie ehrend.

Ich. Blinde? Davon sprech ich nicht – Wenn du das unschuldige Wort nicht in böse Gesellschaft bringst, so ist Nachahmung Veranlassung zur Entwicklung mancher Vollkommenheit, und, welches ich auf die Mode anwende, Mittel, wodurch das gefundene Schöne, wie das Gute, allgemeiner verbreitet wird. –

Mein Mann sah mich mit großen Augen an, und mit einem gewissen Zug' um den Mund sagte er:

Er. Du sprichst ja, als wärst du präparirt?

Ich. Das sollte d i c h nicht wundern. Präparirst du dich doch auch zu den Gegenständen deines Berufes. Unser Beruf ist euch zu gefallen, und darauf sind wir immer präparirt.

Er. Sehr verbunden! Um aber bey der Sache zu bleiben

–

Ich. Wird es gut seyn dich zu fragen: ob ich nicht wünschen darf, daß dein Sohn dir nachahme in allem Schönen und Guten?

Er. Ich gestehe, du bist sehr gütig, und ich bin, wenn du nicht glauben willst, du habest mich bestochen, auch der Meinung, der Trieb der Nachahmung und die Freude am Nachahmen veranlasse, entwickle und verbreite unendlich viel Gutes und Schönes.

Ich. Folglich, lieber Mann, ist die Mode –

Er. Nach meiner Ueberzeugung nicht Nachahmung, sondern Nachmachen. Nachmachen ist aber überall ein schlechtes Handwerk, ausgeübt in falschen Wechseln und in falschen Münzen.

Ich. Ich falle aus den Wolken.

Er. Erhole dich erst ein wenig; hernach gehen wir weiter.

Ich. Schwerlich, wenn du immer wieder zurück springst.

Er. Wie gefällt dir diese Akazienblüthe?

Ich. Ihre Farbe ist schön, ihr Geruch reizend.

Er. Wenn es nun dem Baum gefiele, statt seiner bescheidenen weißen Blüthe die imposante feurige Boutonie zu treiben, weil diese viele Liebhaber findet?

Ich. Das wäre ein schlechteres Muster für die Nachahmung.

Er. Also darüber wären wir uns einig. Laß uns jetzt auf die Menschen sehen. Eine schöne, in allen Zügen blühende Brünette, klein, leicht –

Ich. Erlaube mir, daß ich deine Inclination weiter ausmahle: mit blitzenden Augen, die manchmal ein kleines Unglück anrichten, mit schelmisch redendem Blicke, kurz und gut, wie Julie W. Nun weiter, mein theurer Gemahl! –

Er. – Ersinnet sich einen neuen Hut für den morgigen Ball. Sie schneidet das Hütchen sehr klein, weil ihr Köpfchen klein ist, sie setzt es ganz auf die Seite, damit das eine flammende Auge aus dem Schatten desto mehr Wirkung thun, und das andere noch mehr heben soll; sie – doch du möchtest mir den Pinsel abermals aus der Hand reißen – es mag damit genug seyn. – Sie tritt in den Saal, sie ziehet, wie billig, die Aufmerksamkeit auf sich. Die Herren sagen, die Damen denken: Das niedliche Hütchen stehet

ihr doch allerliebste! Ueber acht Tage habt ihr wieder einen Ball: da schreitet majestätisch die Juno unsers Festes, da trippelt das blasse sentimentale Blondinchen, da kommt alles mit demselben kleinen schnippischen Hütchen herein, und mein Auge muß sich weg wenden.

Ich. In solchen verzweifelten Fällen sieh du armer Mensch nur allemal auf mich.

Er. Dann würde ich dir Ursache geben zu klagen: Mein Mann läßt mich nicht aus den Augen!

Ich. Das darf ich dir wieder nicht zumuthen! Am Ende wirst du dich doch an das schnippische Hütchen gewöhnen müssen.

Er. Es mag seyn, daß man sich endlich daran gewöhnt – woran gewöhnt man sich nicht! – aber schön ist es doch nun und nimmermehr nicht; es ist eine geistlose, armselige, einförmige, langweilige Nachmacherey.

Ich will es nur gestehen, ich war ein wenig verlegen; ich sag auf die Hände, ich sah zu den Wolken, endlich sah ich den tröstlichen Egerkrug demüthig und leer im Grase ruhen. –

Dieser half mir aus meiner Noth. Nachmacherey? sagte ich – dem Worte muß ich erst einige überflüssige Buchstaben abschneiden, die es häßlich entstellen, und du wirst sehen, daß es gar nicht so schlimm ist, als es aussah. Machen doch, wie ich höre, eure Physiker auch die heilenden Mineralquellen und – sogar den Funken des Blitzes nach.

Er. Und das in allen Ehren, denn sie ahmen die unermessliche, ewige Natur nach; ihr aber gebt eure Hände als Sklavinnen zum Dienst einer stolzen Herrscherin.

Ich. Um uns im Gehorsam gegen euch zu üben.

Er. Einer lächerlichen Tyrannin!

Ich. Die uns aber doch Vergnügen macht.

Er. Die ihr nicht einmal kennt, die bloß in eurer Einbildung existiert.

Dem Himmel sei Dank! hier fand ich in meines Mannes Rede einen festen Grund, worauf ich mich mit Hülfe der Ironie sicher fußen konnte.

Ich. Da wir sie nun einmal nicht kennen, so habe doch die Großmuth, und komme unserer Unwissenheit zu Hülfe. –

Er. Wir wollens versuchen. Hast du Geduld und Lust genug, aufmerksam ihre Eigenschaften zu betrachten; so werden wir vielleicht sehen, was eigentlich an ihr ist.

Ich. Geduld genug? – Nun ja! ich will es auch versuchen.

Er. Die erste Eigenschaft der Mode ist ihre Einförmigkeit. DU siehest in allen Logen, auf allen Spaziergängen, und in allen Colonnen des Tanzes Einen Schnitt, wol gar Eine Anordnung in Kleidung und Putz. Das ist Einförmigkeit, und alles Einförmige ist sehr ennüyant.

Ich. Einförmigkeit? Halt! Ich nenne es Uebereinstimmung. Du gabst mir vorhin on diesem Baum eine B l ü t h e; ich muß aus Erkenntlichkeit dir ein B l a t t überreichen. Wie gefällt dir seine Form? Mehrere kleine Blätter an einem Stengel, und sich alle so ähnlich in Farbe und Gestalt! Ja, alle große Blätter auf dem ganzen Baume sehen eben so aus. Tadelst du das auch?

Er. Wie kann ich? Eben dadurch unterscheide ich ja die Akazie von anderen Bäumen. Der Gärtner und Botaniker muß die Aehnlichkeit und Verschiedenheit aller Theile der Gewächse aufmerksam betrachten;

nicht so im Einzelnen betrachtet sie der Maler, und nicht weniger der Bewunderer der Landschaft. Wir blicken hinaus in die schöne Natur, die uns hier mit tausendfachen Reizen umgiebt. Wir achten nicht auf die untergeordneten Theile – die Blätter – Uns entzückt die schöne Mannigfaltigkeit in der Hauptsache, den Gestalten, Gruppen, Lichtern und Schatten der Bäume, u. s. w.

Ich. Die Anwendung ist mir nicht recht deutlich.

Er. Mein Gärtner ist die Putzmacherin, mein Botaniker der Berichterstatter in ein Modejournal, der eure Blüthen gleichsam auftrocknet und ins Herbarium klebt. Diesen gebührt es, eure geringe Verschiedenheit zu bemerken; wir andern wünschen, daß jede der Damen, ihren Eigenheiten und dem Charakter ihres ganzen Wesens nach, das Thema, was die Mode angiebt, verändern möchte. Führet die Mode Hüte ein, so traget sie: aber doch nicht alle nach Einem Muster. Siehe jene Eiche, wie sie ganz anders ihre Aeste verbreitet, anders ihre Krone trägt, wie sie dunklere Farbe, weniger bewegliches Laub hat, als diese Akazie, und du wirst mich verstehen.

Ich. Ich verstehe dich; aber ich fürchte böse Folgen.

Er. Das würde ich beklagen.

Ich. Was für lächerliche Originale würdest du zu sehen bekommen, wenn jede ungeschickte Hand die Veränderung bewerkstelligen dürfte? Wäre selbst Einförmigkeit nicht weniger beleidigend als s o l c h e Verschiedenheit?

Er. Daß diese lächerlichen Originale nicht sehr aufkommen werden, deshalb kann ich sicher auf euch übrigen rechnen. Ihr habt ein scharfes Auge, das Lächerliche zu bemerken, wenn euch die Mode nicht verblendet, und überdies darf man sich ja nur an das Einfache halten, welches nie lächerlich ist.

Ich. Aber auch nicht immer schön.

Er. Unter der Hand der Grazien immer.

Ich. Auch wird es ebenfalls einförmig.

Er. Unter dieser Hand nie.

Ich. Aber eure Herrn, die doch auch der Mode folgen, werden sich die Grazien nicht abgeben! Was wird aus ihnen werden?

Er. Ich dachte, du verschontest u n s! Dafür gebe ich dir denn gleich im voraus zu, daß, wenn von u n s e r jetzigen Kleidung gesprochen wird, von Schönheit gar nicht die Rede seyn kann.

Ich. Das verdient Erkenntlichkeit: ich widerspreche nicht weiter. Aber gleichwohl fühle ich, wir sind doch noch nicht recht auf den Grund der Sache geklommen. Sag' mir, ohne Scherz – wäre die Mode bloß eine blinde Nachahmung ohne Wahl und Sinn, würde das nicht eine größere Geistesarmuth und Geschmacklosigkeit unsers ganzen Geschlechts voraussetzen, als deine genugsam bekannte Achtung für die Weiber zugeben kann? Ich glaube, sie hat einen andern, sehr achtbaren Grund.

Er. Hilf mir auf einen solchen Grund, ich will ihn gern anerkennen.

Ich. Ich sage jetzt im Ernst, was ich vorhin im Scherz hinwarf: um euch zu gefallen.

Er. Und euch selbst im Spiegel von uns? Gut! Aber das würde uns in eure schlimme Sache verwickeln, ohne euch davon zu befreien.

Ich. Wie so?

Er. Erreichtet ihr euren Zweck durch jene Mittel, so setzte das bei uns eine geschmacklose Liebhaberei ohne Sinn voraus; erreichtet ihr euren Zweck nicht, so müßtet ihr doch Gründe haben, uns nicht viel Gutes zuzutrauen, denn sonst hättet ihr solche

Mittel nicht gebraucht. Ja – ich habe der Pfeile noch mehr in meinem Köcher, wie ein alter Dichter sagt – euch würde oben drein noch ein neuer Vorwurf treffen, Warum, würde man euch fragen, warum versuchtet ihr, denen so oft gesagt wird, daß ihr die Männer zur Feinheit und zum Geschmack bildet, keine besseren Mittel?

Ich. Das führt ins Subtile.

Er. Nimm kein Aergernis daran. Ich will etwas anders anführen. Unsere Nachbarin R. hat großen innern Werth; sie ist eine Frau von Geist, sie hat Geschmack, Bildung und viel Geschicklichkeit; oft hat sie etwas Eigenes, Reizendes in ihrem Putz. – Ich sehe nicht, daß es ihr jemand nachmacht, daß es Mode wird. Wie mag das zugehen? Ich will es dir sagen: weil sie eben nicht sehr schön, nicht reich, nicht von hohem Stande ist. Gieb ihr Rang, Schönheit, Vermögen, und ihr werdet ihren Putz nicht schnell genug nachmachen können, um – gieb wohl Acht – auch als schön, reich und vornehm zu gelten.

Ich. Mann, das ist nicht artig, ist nicht immer und, wie ich hoffe, nicht von allen wahr.

Er. Im Laufe des Gespräches vergißt man zuweilen die nöthigen Ausnahmen, liebes Weib!

Ich. Auch übersieht man da oft die schönere Seite des Gegenstandes. Dir ist entgangen daß die vom Glücke begünstigten Personen darum eher bemerkt werden müssen, weil ihre Verhältnisse überhaupt vielfacher und auffallender sind, und daß darum auch das Schöne, welches ihnen die Natur gegeben hat, und die Reize, welche sie dem Putz verdanken, bei ihnen weit mehr in die Augen fallen, als bei Leuten von eingeschränkten Umständen und Verhältnissen.

Er. Derjenige, dem es mit dem Schönen und Reizenden ein Ernst ist, weiß es überall zu finden, bei dem stillen Veilchen, das versteckt im Grase blühet, wie bei der hohen Rose, deren Pracht Aller Augen auf sich zieht.

Ich. Geschmackvolle, gebildete, vortreffliche Weiber werden denn doch öfter und allgemeiner in ihren Empfindungen und Sitten nachgeahmt als die bloßen Kinder des Glücks.

Er. Oefter und allgemeiner? Verzeihe, daß ich Ungläubiger diese Worte fragend wiederhole.

Ich. Wenn es nicht öfter geschieht, so liegt es wol hauptsächlich daran, daß die geistreichen gebildeten Frauen sich mehr zurückziehen und sich seltener öffentlich zeigen. Erscheint aber ein solches Weib von den Grazien geschmückt: dann folgen wir wie bezaubert, und ich kann mit Recht behaupten, dann ist der Geist, der Sinn unser Führer. Dawider hast du gewiß nichts!

Er. Ich kann nicht dafür stehen. Jener Zauber ist, nach meiner unmaßgeblichen Meinung, nicht allein die Wirkung des graziösen Anzugs. Die Hauptursache ist, daß deine Frau von Geist und Sinn diesen Anzug so schön zu gebrauchen versteht; daß er gerade i h r, dieser Bildung, diesem Charakter, diesen Bewegungen, ihrem Selbst so trefflich angepasst ist, wie ein schönes Wort einem schönen Gedanken; kurz, daß er, wie ihr es nennt, ihr steht. Wird er euch andern auch stehen? Vielleicht, ja! Ihr dürft ja nur diesen Charakter, diese Bewegungen nachmachen, und es kann euch nicht fehlen. Zum Beispiel –

Ich. Höre auf, du böser Mensch! Da würde es schöne Karikaturen und lächerliche Nachäffereien geben.

Er. Das war ein Nothschuß! Jetzt muß ich helfen. Gieb mir deine Hand! Wenn ein vorzügliches Weib euch durch ihren Anzug bezaubert; so wird das Klügste seyn, ihr haltet euch an den Geist der Sache, und nicht an das Zufällige der Form, in welcher sie erscheint.

Ich. Das erfordert Kopfzerbrechen, und die Grazien zerbrechen sich die Köpfe nicht. Das Schöne will empfunden, und ist es empfunden, angenommen seyn.

Er. Diese Sprüche sind vortrefflich. Laß sie abschreiben, theile sie unter deine Schwestern unentgeltlich aus, und wenn sie solche verstehen und darnach thun, so ist uns allen geholfen.

Ich. Behüte mich davor mein froher Genius! Man möchte Predigten darüber von mir verlangen, und ich habe keine Zeit zum Studiren. Aber Sie, hochwürdiger Herr, will ich bitten, zum Heil der Mode, dieses in Sünden empfangenen und gebornen Kindes, und zum Besten Ihrer andächtigen Zuhörerinnen das Thema von Geist und Form ein wenig weiter und ja recht deutlich auszuführen.

Er. Ich meine: Achtet auf gute Muster; merkt, welche euch und den Besseren in beiden Geschlechtern

vorzüglich gefallen; aber merkt sie nicht, um sie zu kopiren, sondern nehmt sie in eure Phantasie und euer Gedächtnis auf, um sie als Stoff zu eigener Bearbeitung zu benutzen.

Ich. Wie sollen wir sie als Stoff zu eigener Bearbeitung benutzen?

Er. Macht es mit den Moden, wie der Dichter mich Charakteren, der Mahler mit Bildungen in der Wirklichkeit.

Ich. Es ist mir noch nicht recht deutlich. Wenn es anders kein Geheimnis ist, so sage mir, wie macht es der Dichter?

Er. Zu unserm Zweck ist hinlänglich, wenn ich sage: Er merkt auf die mannigfaltigen Charaktere, welche als brauchbare Beispiele in dieser oder jener Gattung erkannt werden, und nimmt, wie gesagt, sie in seine Phantasie und in sein Gedächtnis auf.

Ich. Jetzt wird es mir hell. Wenn er nun ein Kunstwerk schaffen will, und dazu diesen oder jenen Charakter braucht, so nimmt er ihn aus seiner geistigen Vorrathskammer heraus. –

Er. Mit nichten. Indem er diesen oder jenen Charakter braucht, so ist er sich des bemerkten nicht mehr

bewußt: er schafft ihn aus sich selbst, obwol er ehemals den Stoff dazu aufgenommen hat, woran er aber jetzt nicht denkt; bildet ihn so, daß er als etwas ganz Eigenes und doch dem, was wir erleben, nicht entgegen erscheint. So versucht es denn auch, oder vielmehr habt den Muth, wie der Dichter, selbst zu erfinden und zur Ausführung des Erfundenen die Materialien, welche ihr in eure Phantasie und in euer Gedächtnis aufgenommen habt, frei, das heißt, ohne daß ihr euch an ein Muster bindet, oder euch desselben bewußt seyd, zu benutzen. – – Wo willst du hin, liebes Weib?

Ich. Ich will Bleistift, Papier und Scheere holen. Da du so gut die Regeln weißt, und gewiß auf manchen schönen Hut in der Welt gemerkt hast, auch dich dessen gewiß jetzt, mir gegen über, gar nicht bewußt bist; da du sicher am besten weißt, was zu meinem Kopf, meinem Charakter, meinen Bewegungen, kurz zu deiner ganzen Frau paßt; so werd' ich dich bitten, mir gleich einen neuen Hut zu erfinden.

Er. Ich habe dazu kein Genie und keine Fertigkeit.

Ich. Freilich du bist ein Deutscher, und Genie zum Putz haben die Deutschen überhaupt nicht; das haben nur die Franzosen.

Er. Das ist Lästerung einer ganzen Nation, welche sich der höfliche Franzose erlaubt, und die wir ihm treuherzig mit baarem Gelde bezahlen.

Ich. Wird nur nicht böse. Ich hoffe, da wir nun einmal so tief in die Sache dringen und lernen, wie wir es anfangen müssen, so werden wir künftig wol das Geld im Lande behalten. Haben wir doch größere Dichter als die Franzosen, warum sollten wir nicht wenigstens eben so gute Putzmacherinnen mit der Zeit bekommen können? Ich selbst werde mein Scherflein beitragen, den National-Ruhm zu retten.

Er. Arme Börse! das wird dir viel kosten!

Ich. Weißt du was? Damit ich nicht durch allzuviele vergebliche Versuche vergebliche Kosten mache, setze du mir, bevor ich anfangen, die Sache im Einzelnen recht bestimmt und deutlich vor Augen.

Er. Ich will es mit dem Putz und der Kleidung versuchen, als mit dem Theil der Mode, der euch doch zunächst am Herzen liegt. Was soll der Putz? Nicht wahr, er soll die Schönheiten des Körpers in das

vortheilhafteste Licht stellen, seine etwaigen Mängel geschickt verbergen, und, wo möglich, ihm noch neue Reize mehr geben?

Ich. Richtig.

Er. Das kann man aber auf vielerlei Weise zu Stande bringen, wie es denn auch vielerlei Schönheiten und Mängel der Bildung giebt.

Ich. Das ist eben schlimm! An welche Weise soll man sich nun halten?

Er. Es giebt, zu deinem Troste, in jener Art und Weise doch immer etwas Gemeinsames, etwas, worin fast alle Zeitgenossen mehr oder weniger übereinkommen. Der Geist des Zeitalters hat darauf seinen Einfluß und bringt darin Veränderungen hervor. In den Zeiten der abgemessenen Etikette trug man sich steifer, abgezirkelter, in unseren Tagen der größeren Zwanglosigkeit trägt man sich auch ungezwungener und willkürlicher. Aber nicht allein durch den Geist des Zeitalters, sondern auch durch den allgemeinen Charakter der Nation wird jenes Gemeinsame verändert. Wenn eine Engländerin und Französin sich mit Freiheit kleiden, so werden sie es auf verschiedene Weise thun. Jenes Gemein-

sam ist, denk' ich, anzunehmen, so lange man Ansprüche machen kann, zu d e r Welt zu gehören, die gefallen will – das giebt die v e r n ü n f t i g e Mode: aber das Besondere, das Individuelle ist nicht geradehin, wie man es findet, anzunehmen, sondern man soll für sich etwas daraus bilden; nimmt man es aber geradehin an, oder mit andern Worten, macht man es nach, so giebt es die a l b e r n e Mode. Habe ich dich nicht ermüdet?

Ich. Du siehst, ich bin die personifizierte Aufmerksamkeit.

Er. Bald sollst du diese Metamorphose los und ledig werden. Laß mich nur noch um der Verständlichkeit willen etwas von dem Nationalen hinzusetzen. Die Französin hat und liebt die reizende Leichtigkeit: sie will diese auch in ihrer Tracht zeigen. Sie hat feinen Geschmack, versteht zu wählen, weiß, was zusammen gehört – sie gefällt. – Die Engländerin hat und liebt sittsamen Anstand und weibliche Würde, und wünscht diese auch durch ihre Kleidung an den Tag zu legen. Sie hat einen gewissen sichern Takt des Gefühls: dieser leitet sie, – sie gefällt auch. –

Ich. Und die Deutschen?

Er. Die Deutschen reflectiren.

Ich. Ich erschrecke!

Er. Vor unserer Reflexion doch nicht mehr, als vor Gicht und Lungensucht?

Ich. Wie kommen diese grausamen Gestalten hierher?

Er. Die Nachäffung hat ihnen den Eingang geöffnet, sie sind die Furien, welche die deutschen Weiber verfolgen, weil sie sich an ihrem himmlischen Vorrechte, an ihrem eigenen Geiste versündigt haben, seitdem sie den Französinen nicht nachahmen, sondern nachäffen, unter einem rauhern Himmel; den Französinen, welche eine wärmere Sonne, ein wärmeres Blut, mehr Leben, mehr inneres Feuer und eine weniger gebrechliche Konstitution haben, und welche auch nicht ohne Strafe der rächenden Natur es wieder den Griechinnen aus einem noch milderen Klima nachgemacht haben.

Ich. Wie hätte uns aber die theure Reflexion dagegen schützen sollen?

Er. Dieser Grundzug des deutschen Charakters sollte sich nun auch durch eure Kleidung und durch euren Putz an den Tag legen.

Ich. Wie ehemals die Kupferstiche auf den Westen – aber die Reflexionen müßten hübsch mit deutschen Lettern auf deutsche Fabrikate gedruckt werden.

Er. Ich will dir gleich zu dem Behuf die erste vorsagen: Man soll weder die Französinnen noch die Engländerinnen kopiren, sondern auf beide merken, und so merken, um von dem, was ihnen gehört, nur das Zweckmäßigste wie das Schönste zu wählen, und, giebt der Himmel eigene Ideen, es zu etwas eigenem umzuschaffen.

Ich. Das ist sehr deutlich! Jetzt kann ich der guten Pastorin einen sehr weisen Rath geben; sie mag sich bei dir dafür bedanken.

Er. Wie so?

Ich. Sie fragte mich neulich: wie sie es auf dem Lande, wo die Einkünfte für die abwechselnden Moden nicht hinreichen, anzufangen habe, den Besuchenden aus der Stadt durch ihre Kleidung nicht aufzufallen.

Er. Und was willst du rathen?

Ich. Daß sie sich so einfach als möglich und nach ihren eigenen Ideen kleide. So werde sie nie auffallen, und nicht Gefahr laufen, weder lächerlich noch

altmodisch gekleidet zu erscheinen. Ich würde dich bitten, unser Gespräch fortzusetzen, aber ich glaube, der Akazienduft hat meinen Kopf ein wenig angegriffen.

Er. Ei, dann müssen wir heute es ja dabei bewenden lassen. Nimm es indeß als Vorerinnerungen zu dem an, was wir ein andermal, wenn du Gefallen daran hast, sorgsamer besprechen können. Jetzt gieb mir deinen Arm und komm mit mir in das Thal hinab.

Quelle:

Anonym (Gesichert: Göschen, Johanna Henriette): Journal für deutsche Frauen, von deutschen Frauen geschrieben. Leipzig 1805. 1. Jg., Bd. 1, S. 11-136